

Buchbesprechungen

Perspektivenwechsel

HANS BELTING: **Von Florenz nach Bagdad. Eine westöstliche Geschichte des Blicks**, Verlag C.H. Beck, München, 3. Aufl. 2009, 318 Seiten, 29,90 EUR.

»Die westliche Kunst der Neuzeit hat die Erwartung auf sich gelenkt, den Blick ihrer Betrachter abzubilden und ihm eine sichtbare Existenz zu verleihen. In der Allianz von Blick und Bild in dem Sinne, dass Blicke zum Bild werden oder ins Bild treten, lässt sich ein Projekt erkennen, das erst im Kulturvergleich seine wahre Besonderheit und seinen lokalen, nämlich westlichen Charakter offenbart. Bilder wenden sich immer an Blicke, ohne die sie jeden Sinn verlören. Aber das bedeutet noch nicht, dass sie solche Blicke auch abbilden, denn damit geben sie die Initiative an den Betrachter zurück. Wenn sie dies tun, so verweisen sie Erzählung oder Belehrung an die zweite Stelle, um dem Betrachter und dessen eigener Weltsicht einen Spiegel vorhalten zu können« (282).

Dass die westliche Kunst der Neuzeit in gewisser Weise als eine Methode für das Individuum zur Selbsterkenntnis gelesen werden kann, deren delphische Maxime nicht mehr nur ein »Erkenne dich selbst«, sondern ein »Ergreife Initiative« wird, das bildet einen Tenor von Hans Beltings vielschichtiger und facettenreicher Studie. Den zentralen Schlüssel bietet die Auslotung des Begriffs der »Perspektive«, den die verschiedenen Kapitel des Buches von immer anderen Seiten ausleuchten. »Perspektive« wird selbst multiperspektivisch angeschaut.

Die philosophische Grundidee Beltings besteht dabei darin, die Form der Perspektive, wie sie sich in der frühen Neuzeit mitteleuropäisch ausgebildet hat, als eine Art »symbolischer Form« im Sinne Ernst Cassirers zu verstehen. Eine symbolische Form ist ein übergreifendes kulturelles Muster oder eine grundsätzliche Prägung eines Wahrnehmungsorgans. Für Cassirer sind zum Beispiel Sprache, Mythos oder

Wissenschaft symbolische Formen. Belting plädiert dafür, dass das von Perspektive im neuzeitlichen Sinne bestimmte Bild ein Ausdruck einer derartigen bestimmten Erkenntnisform im Sinne einer symbolischen Form ist, weil ein solches Bild nicht einfach nur Bild von etwas ist (wie etwa ein Bild eines geometrischen Musters), sondern ein Bild, welches den Blick eines menschlichen Auges auf die Welt wiedergibt. Das Bild ist ein gefrorener Blick. Die Arbeit und der Umgang mit einer solchen Bildform ist also zugleich eine künstlerische Form der Erkenntnistheorie in der Auseinandersetzung mit menschlichem Verstehen von Welt. Der Maler malt, wie er denkt.¹

Von verschiedenen Zugängen her illustriert Belting dieses noch bis in unsere Zeit wirkende in der Renaissance ausgebildete neue Paradigma. Neben immanenten Abgrenzungen in der europäischen Tradition des Mittelalters ist es vor allem der komplementäre Blick auf die arabische Welt, den Belting methodisch verwendet, um die Dimensionen des westlichen Bildblicks deutlich zu machen. Jedes Kapitel nimmt sich eines bestimmten systematischen Gegenstandes an, der von beiden Kulturen her beleuchtet wird: die Mathematik bzw. Geometrie, die religiöse Frage des Bilderverbots, die Theorien des Lichts, die Theorien des Sehens, Perspektive und Bühne und schließlich das Subjekt selbst. In diesem Kapitel, in dem die Überlegungen kulminieren, zeigt Belting, dass bereits innerhalb der westlichen Ideen zur Perspektive eine Spannung herrscht, die er zwischen Alberti in Italien und Nikolaus von Kues jenseits der Alpen festmacht. Dass das 2009 erschienene Buch noch davon spricht, dass der Ansatz des Cusanus gerade in dieser

Hinsicht wenig beachtet sei, ist dem Verfasser nicht anzulasten, wenngleich seit 2007 intensiv an gerade diesem Forschungsprojekt gearbeitet wird und inzwischen unterschiedliche Beiträge dazu vorliegen.² Schön stellt Belting gegenüber, wie sich bei Cusanus das Subjekt in Bezogenheit auf andere Subjekte und vom Blick Gottes her dadurch konstituiert, dass es sich zu immer neuen Perspektiven, Standpunkten, Sichtweisen geistig entwickelt, während das Ideal bei Alberti der Maler als neuer Narziss ist, ein Narziss, der nicht einfach selbstverliebt ist, sondern durch die Kunst zu sich selbst findet. Inzwischen haben andere Arbeiten gezeigt, dass Beltings Spur noch weiter reicht: Die systematische wie historische Verbindung des Cusanus zu den Flamen und ihren Malern bietet vielleicht das reizvollste Feld der Untersuchung von einer innereuropäischen Perspektive. Dieses Feld dürfte in einer Neuauflage mit einem eigenen Kapitel bedacht werden, zumal Belting ja ein exquisiter Kenner desselben ist. Beltings Studie ist ganz im Sinne des cusanischen Perspektivenwechsels gehalten. Der Verfasser verbindet großes Detailwissen, welches er sehr sinnig als Anschauungsmate-

rial einsetzt, mit ebenso großer systematischer Kraft, so dass ihm ein Buch gelingt, welches nicht nur intellektuelles Vergnügen bereitet, sondern an dem auch deutlich wird, wie sehr unsere Gegenwart in dem inneren wie äußeren Streit um die Perspektive nach wie vor darin steht und wie viel aus den Ursprüngen zu lernen ist, deren Erkenntnisse heute Übung werden können im Sinne des Goetheschen Worts: »Welch ein früh erkennendes und spät übendes Geschöpf ist der Mensch!«

Harald Schwaetzer

1 Dazu eine neuere Leseempfehlung, die Beltings Überlegungen selbstständig weiterführt: Tilman Borsche / Inigo Bocken (Hrsg.): *Kann das Denken malen? Philosophie und Malerei in der Renaissance*, München 2010.

2 Vgl. als Leseempfehlung: Elena Filippi: *Umanesimo e misura viva: Dürer tra Cusano e Alberti, San Giovanni Lupatoto*, Verona 2011; Wolfgang Christian Schneider / Harald Schwaetzer / Marc de Mey / Inigo Bocken (Hrsg.): »*videre et videri coincidunt*«. *Theorien des Sehens in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts*. Herausgegeben von Wolfgang Christian Schneider, Harald Schwaetzer, Marc de Mey und Inigo Bocken. Münster 2011 (*Texte und Studien zur europäischen Geistesgeschichte*, Reihe B; Band 1).

Der Mensch im Recht

REINALD EICHHOLZ: **Der Mensch im Recht – Das Recht im Menschen**, Futurum Verlag, Basel 2011, 234 Seiten, 19 EUR.

Um das Rechtsleben könnte es besser bestellt sein in Deutschland und in der Welt. Wir besitzen in unserem Land zwar ein Verfassungsgericht, das von vielen als höchstes, vertrauenswürdiges Staatsorgan betrachtet wird. Aber wie steht es mit dem gerechten Verständnis und der Anerkennung für das, was im Rechtsleben allenthalben geschieht, in den Regierungen, den Parlamenten, den Verwaltungen und in der gerichtlichen Rechtspflege? Das sich fortzeugende Erbe des Rechtspositivismus und der Gewalt Herrschafften, die Unterwanderung mancher Staaten durch das Verbrechen haben zu Ungewissheiten über die Verlässlichkeit und die Wirkungskraft des Rechtslebens geführt,

auch Rechtskollisionen des Alltags, die schwer befriedet werden können, haben ihre Wirkung getan. Verständigung über das Recht ist unerlässlich, in guten wie in schlechten Tagen.

Das bescheiden auftretende Buch von Reinald Eichholz steht – ohne dass der Verfasser ausdrücklich darauf hingewiesen hätte – in der Tradition der europäischen Aufklärung. Es behandelt in sorgfältiger Überschau Grundfragen des Rechts, wie sie jeden mündigen Bürger angehen müssen. Das Buch ist aber kein Lehrbuch. Es steht fest gegründet in der Rechtsphilosophie von Gustav Radbruch (1878-1949), einem der verehrungswürdigsten Gestalten der Rechtsgeschichte, daneben auch auf dem

Werke von Karl Larenz (1903-1993), dem bedeutenden Methodenlehrer der Rechtswissenschaft.

In vier große Kapitel hat der Verfasser seinen Text eingeteilt: »Über Begriff und Wesen des Rechts«, »Rechtserkenntnis und Rechtsgefühl«, »Erkenntniszugänge zur Wirklichkeit des Rechts«, »Der Mensch im Recht«. Diese Viergliedrigkeit ist nicht zufällig; sie ergibt sich aus der Sache. Radbruch unterschied auf breiter traditioneller Grundlage eine vierfache Formung der Gegebenheit: Sein (das ist wahrnehmbares Sein), Sinn, Wert und Wesen. Später zeigte Rudolf Steiner in seinem anthroposophischen Leitsatz Nr. 112 das Verhältnis der geistigen zur irdischen Welt auf in der umgekehrten Entwicklungsreihe: Wesen (des Geistes), Offenbarung, Wirksamkeit und Werk. Einer sinnentsprechenden viergliedrigen Ordnung unterliegt das Reich des Rechts, nämlich dem Schichtenbau des positiven Rechts, von Rechtskultur und Rechtsgefühl, der Wertordnung des Rechts und der Ur-Idee der Gerechtigkeit. »Recht ist die Wirklichkeit, die den Sinn hat, der Gerechtigkeit zu dienen« (Radbruch).

Dieser hier nur knapp angedeuteten Schichtenordnung des Rechts entlang behandelt Eichholz prinzipiell oder beispielhaft unzählige Rechtsfragen des Lebens im Kleinen wie im Großen. In neun Exkursen verfolgt er weiterführende Fragen. Die sich im Ganzen des Buches ergebende Fülle der Gedanken und Gesichtspunkte ist staunenswert. Sie lässt jahrelange Vorarbeiten und manche in Gesprächen und Begegnungen erfolgte Vertiefung und Bewährung erahnen. Das Recht erscheint als eine alles durchdringende Lebensmacht, die von den einfachsten Beziehungen des Alltags zwischen inkarnierten Menschen bis hinauf in die erhabenen Höhen der Gottheit reicht. Gerechtigkeit ist eine tiefgründige Lebenssehnsucht, aber auch ein kosmischer Faktor, der nach Überzeugung älterer Zeiten selbst den Bewegungen der Himmelskörper zugrunde liegt. In diesem Zusammenhang spricht Eichholz von Gerechtigkeit als »Schicksalsrichtigkeit« und erweitert damit den geläufigen juristischen Sprachge-

brauch. Das Buch *Der Mensch im Recht* genügt wissenschaftlichen Erwartungen und ist doch leicht verständlich. Es ist von philosophischer Gesinnung erfüllt, aber keine Rechtsphilosophie. Das Buch ist der Rechtsphänomenologie verpflichtet und daher auch alltagstauglich, wenn auch nicht durch rechtliche Ratschläge. Hervorzuheben ist die klare und schöne Sprache des Verfassers, der alle stilistischen Übertreibungen meidet und deshalb ein eingängiges aber ideenreiches Buch zustande gebracht hat. Die Stellung des Rechtslebens in einer dreigliedrigen Sozialordnung wird erwähnt, aber nicht weiter ausgeführt. Die in der Literatur immer wieder behauptete Dreigliederung Zivilrecht, öffentliches Recht, Strafrecht wird aus gutem Grunde nicht diskutiert. Für bedeutsam muss die Rehabilitierung des Rechtsgefühls gehalten werden, was besonders für den Angehörigen der Verwaltung wichtig ist. Die damit zusammengehörenden Probleme des richterlichen und exekutiven Ermessens, der Güterabwägung, der Billigkeit hätten vielleicht noch vertiefter Behandlung bedurft, hatte sich doch schon Gustav Radbruch mit der Rechtsform der »Natur der Sache« beschäftigt. Wichtig ist die von Eichholz schon in früheren Äußerungen vertretene Unterscheidung zwischen einer Tagseite und einer Nachtseite des Rechts, ein integraler Gesichtspunkt für eine geistgemäße Rechtsbetrachtung, ebenso die Überwindung der auf David Hume zurückgehenden Sein-Sollen-Dichotomie.

Das Buch ist ein Ereignis innerhalb der Anthroposophischen Gesellschaft. In ihrer 100jährigen Geschichte ist es der Gesellschaft bisher nicht gelungen, ein tragfähiges Rechtsverständnis bei ihren Mitgliedern und Funktionären zu entwickeln, das Grundlage einer anthroposophischen Rechtskultur hätte werden können. Die großen Krisen der Gesellschaftsgeschichte seit 1925 waren Krisen der Rechtlichkeit. Darf man hoffen, dass das vornehme Buch von Reinhold Eichholz auch den Schülern Rudolf Steiners Menschlichkeit und Göttlichkeit des Rechts näherbringen wird?

Günter Röschert

Spiritualität ohne Inhalte?

HARALD WALACH: **Spiritualität: Warum wir die Aufklärung weiterführen müssen**, Drachen Verlag, Klein Jasedow 2011, 272 Seiten, 29,90 EUR.

Harald Walach argumentiert für eine undogmatische Spiritualität, einen Einbezug spiritueller Praxis in das tägliche Leben, die fern aller ideologischen, religiösen oder sonstigen Dogmen ihre Fruchtbarkeit für die Bewältigung individueller und sozialer Probleme erweist. Spiritualität ist dabei zu verstehen als ein explizites Bezogensein auf eine über das eigene Ich hinausreichende (transzendente) Wirklichkeit. Sie eröffnet sowohl einen Zugang zu den Quellen individueller Lebenskraft als auch zu den Quellen neuer Ideen und Erlebnisse, welche dem wissenschaftlichen und kulturellen Fortschritt dienen. Spiritualität kann dann als erfahrungsmäßiger Kern einer religiösen oder sonstigen geistigen Praxis im Gegensatz zu ihrem doktrinär-dogmatischen Gewand aufgefasst werden.

Die Aufklärung und ihre Nachwirkungen haben uns in einem ersten Schritt von überkommenen wissenschaftlichen und religiösen Dogmen befreit. Sie hat jedoch das Kind mit dem Bade ausgeschüttet: Mit den Dogmen der Religion verschwanden auch immer mehr die Pflege spiritueller-religiöser Gesinnung, die Einkehr, die Sammlung, die Meditation etc. Auf der anderen Seite zog sich die Wissenschaft in den Materialismus zurück und bekämpfte oder ignorierte alle Bestrebungen, welche nicht mit Maß, Zahl und Gewicht unmittelbar erfassbar waren.

Wie Walach zeigt, standen im ausgehenden Mittelalter, in der Hochscholastik, auch spirituelle Anliegen an der Wiege der Wissenschaftsdämmerung Pate, ja waren integraler Bestandteil derselben, wurden jedoch später vergessen oder verdrängt. Er macht auf die aktuellen Gefahren aufmerksam, die mit dem Ignorieren der Spiritualität bis hin zu ihrem völligen Verschwinden aus dem kollektiven Bewusstsein unserer Kultur einhergehen.

Zentrales Anliegen von Walach ist die pragmatisch-lebensweltliche Seite der spirituellen Praxis. Er möchte für sie jedoch als Wissen-

schaftler mit eigenen spirituellen Erfahrungen argumentieren, er möchte (seine) Erlebnisse und Gedanken zur Spiritualität in den wissenschaftlichen Diskurs einbringen. Dies bedeutet, dass nach seiner Ansicht Spiritualität ein Thema im öffentlichen und wissenschaftlichen Raum sein muss.

Der Aufbau des Buches ist folgender: Erst werden Arbeitsdefinitionen der wichtigsten Begriffe gegeben, so dass man weiß, wovon der Autor schreibt und was sein Verständnis-horizont ist. Auf der Grundlage des kulturell-historischen Kontextes wird gezeigt, inwiefern und warum Spiritualität ein Tabu der Wissenschaft geworden ist. Danach wird die Konzeption der undogmatischen Spiritualität erläutert. Das geschieht zunächst begrifflich, dann an praktischen Ergebnissen der (psychologischen und physiologischen) Meditationsforschung. Daran kann plausibel werden, inwiefern spirituelle Praxis nützlich für die physische und psychische Gesundheit sein kann. Daraus ergibt sich, warum und auf welche Weise die Auswirkungen von undogmatischer Spiritualität einen wichtigen Beitrag zur Entwicklung unserer Kultur mit ihren sozialen Dimensionen leisten können.

Meines Erachtens bleibt für zwei zentrale Bereiche die Darstellung unbestimmt und nichtsagend. Das eine ist die Frage der wissenschaftlichen Untersuchung von *Inhalten* spiritueller Erfahrung selbst (in Ergänzung zur breit diskutierten wissenschaftlichen Untersuchung der *Auswirkungen* spiritueller Praxis in der Lebenswelt). Es wird so dargestellt, wie wenn alle Kräfte der spirituellen Entwicklung auf die große Erfahrung der Einheit der Wirklichkeit als Ganzes, des Absoluten, der Vereinigung mit Gott etc. ausgerichtet werden (sollen). In diesen Momenten soll alles Denken versagen, sollen alle Konzepte unnötig werden. Wie ist jedoch klares Bewusstsein und Selbständigkeit ohne aktives Denken möglich? Müsste nicht

eher das Denken weiterentwickelt werden, als es in Bausch und Bogen mit seinen unbrauchbaren Formen letzten Endes zu verwerfen?

Was ist jedoch mit einer Untersuchung der Details dieser erfahrenen Einheit? Mit welchen konkreten lebendigen, seelischen und geistigen Erfahrungsrealitäten vereinige ich mich? Hier ist wissenschaftliche Detailarbeit gefragt, die ohne ein sich Einlassen auf die spezifischen Inhalte, Erfahrungen und ein Praktizieren tatkräftigen ideenbildenden Denkens auf keinen konkreten geistigen Erkenntniszweig kommt. Je weiter die spirituelle Entwicklung voranschreitet, je differenzierter und umfassender zugleich werden diese Einsichten sein.

Hier nimmt Walach einseitig Stellung, ohne die Situation angemessen zu analysieren und gegebenenfalls offen zu lassen: Er hält den »Versuch, Kartografien des transpersonalen oder spirituellen anzulegen, für naiv bis vermessen« (S. 239). Aber wenn es nicht »nur« um individuelle und soziale Gesundheit durch spirituelle Praxis gehen soll, dann führt an einer nüchternen Erkundung der seelisch-geistigen Welt, ihrer konkreten Strukturen und ihres differenzierten Verhältnisses zu (nicht nur ihre Auswirkungen in) der sinnlichen Welt kein Weg vorbei. Da muss schon mehr geleistet werden, als häufig wiederholte Hinweise auf Einssein, Immanenz und Transzendenz Gottes, Bewusstsein des Ganzen, spirituelle Erfahrung von allem, letzte Selbstüberschreitung des Ich, Erleuchtung etc. Das zweite ist die Frage nach der Stellung des Ich. Es ist zwar von verschiedenen Bewusstseinsstufen die Rede, nicht aber in differenzierter Weise von verschiedenen Aspekten des Ich oder Selbst. Der Rede von der Überwindung des Ich wird entgegengestellt, dass natürlich nicht etwas überwunden werden kann, was nicht erst erlebt und stabilisiert wurde. Gewisse Aspekte des Ich brauchen also erst Stärkung, um überwunden werden zu können. Gut, das ist nachvollziehbar und wichtig. Und doch: Zum Schluss kommt zum wiederholten Male wie das Amen in der Kirche die Rede auf die letzte Selbstüberschreitung des Ich. Inwiefern sich ein starkes, autonomes und unvergängliches geistig-spirituell entwickeltes Ich mit ei-

ner starken Einheit, einem starken und liebend gewollten Einssein (nicht: Einheitlichkeit) mit der ganzen Welt nicht verträgt, ist mir nicht einsichtig – ganz abgesehen davon, dass dies nicht meinem Erleben entspricht. Im Gegenteil: Ein Einssein, an dem ich Anteil habe, in das ich nicht nur hineingerate oder mich hinein-erlebe (vielleicht nach langer Vorbereitung), steht und fällt *erstens* mit meiner individuellen Stärke, *zweitens* mit meiner aktuellen Kraft der liebenden Hingabe und *drittens* mit meiner selbst gesetzten (nie endenden) Aufgabe, dass es eben auch auf mich (wie auf alle übrigen Menschen) ankommt, wie es mit der Gesamtwelt weitergeht.

Es scheint mir nicht zufällig, dass der Autor der Frage der Freiheit und der Freiheitsentwicklung fast nur im Sinne einer Befreiung von äußeren und inneren Beschränkungen bespricht (oder im Sinne eines ihrer Gegenbilder, des Narzissmus) – kaum jedoch im Sinne einer positiven, partizipativen (nicht: egoistischen oder isolationistischen) autonomen Selbstbestimmung, die sich aus Einsicht und innerer Kraft der übrigen Welt hinwendet, die ihr letztes Ziel in der aktuell bleibenden Tatkraft für und in der Welt sucht, und nicht im ultimativen Schritt des völligen Aufgebens des Ich oder einer Selbsttranszendierung des Selbst – was immer das genau heißen mag. Denn wenn es zwar vorübergehend, *letztlich* aber nicht, auf mich, auf jeden Einzelnen ankommt, warum gibt oder braucht es mich dann überhaupt? Wie ist ein vorübergehender Einsatz einzelner Menschen (bis zu ihrem Eingehen in Gott) mit der nicht verhandelbaren Würde und Einzigartigkeit jedes einzelnen Menschen zu vereinbaren?

Der Autor wird mir wohl übersteigerten Narzissmus oder den Drang zur Selbsterlösung vorwerfen. Aber trotz allem: Wir sind uns weitgehend einig, was die *allgemeinen* Bedingungen der *Wege* spiritueller Entwicklung betrifft, nicht aber über das anzustrebende und/oder gnadenvoll entgegenzunehmende Ziel.

Zum Schluss noch eine Merkwürdigkeit: Der Autor schreibt für ein deutsches Publikum über Spiritualität und über die spirituellen Wurzeln der abendländischen Wissenschaften, über die

Offenheit einer undogmatischen wissenschaftlichen Gesinnung für Spirituelles, über die Weiterführung der Aufklärung zur Überwindung des dogmatischen Materialismus, über die spirituellen Wurzeln des Christentums und erwähnt im Vorübergehen Buddhismus, Zen, Ken Wilber, William James und andere(s) – erwähnt jedoch mit keinem Wort, nicht mal in einem Nebensatz, *den* Pionier der spirituellen Bewegung des 20. Jahrhunderts – zumindest im deutschen Sprachraum –, der fast alle oben

genannten Themen vor über 100 Jahren bereits breit diskutiert und entfaltet hat, der insbesondere vielfältigste praktische Anregungen gegeben hat, für Landwirtschaft, Pädagogik und soziales Leben, die der Fruchtbarmachung der inneren spirituellen Entwicklung für das Wohlergehen des sich entwickelnden Menschen und der Menschheit dienen: Rudolf Steiner. Gibt es dafür gute, undogmatische und wissenschaftlich ernst zu nehmende Gründe?

Renatus Ziegler

Buddhas Erdenabschied und Nirvana

HERMANN BECKH: **Der Hingang des Vollendeten. Die Erzählung von Buddhas Erdenabschied und Nirwana**, Perseus Verlag, Basel 2011, 238 Seiten, 26 EUR.

Eine echte Perle der anthroposophischen Literatur ist – nach über 50 Jahren – wieder aufgelegt worden: Hermann Beckhs kommentierte Übertragung des berühmten *Mahaparibbanasutta* aus dem Pali-Kanon, nebst einer profunden Einleitung. *Der Hingang des Vollendeten* handelt von dem letzten Erdenwandel und dem großen, endgültigen Verlöschen Gautama Buddhas, von seinem Eingehen in das große Nirvana.

Hermann Beckh war bereits promovierter und habilitierter Indologe, beherrschte neben zahlreichen westlichen Sprachen Sanskrit, Pali und das Tibetische, als er 36-jährig die Anthroposophie kennen lernte und bald darauf esoterischer Schüler Rudolf Steiners wurde. Zu Gunsten der Anthroposophie verzichtete er nach dem Ersten Weltkrieg auf eine akademische Laufbahn. Als Anthroposoph und späterer Mitbegründer der »Bewegung für religiöse Erneuerung« – der »Christengemeinschaft« – war er fraglos eine herausragende Erscheinung. Nach seinem Tod, 1937, ist der durch ihn versorgte Bereich einer anthroposophisch durchdrungenen Indologie allerdings über weite Strecken verwaist geblieben – bis heute.

Das *Mahaparibbanasutta* bildet ein Herzstück des umfangreichen Pali-Kanon, der Schriftensammlung der »Schule der Ältesten«, des Theravada, welcher heute als der »südliche

Buddhismus« vor allem in Thailand, Sri Lanka und Birma, aber auch in Vietnam und Kambodscha verbreitet ist. Erzählt wird darin, wie Gautama Buddha als hoch betagter Weisheitslehrer, begleitet von seinen getreuesten Schülern, seinen letzten Weg antritt, der ihn nach Kusinara (Kushinagar) führen soll, am Fuße des Himalaya gelegen, nahe dem heutigen Nepal und damit nicht allzu entfernt von seinem Geburtsort Lumbini.

Des Buddhas darin enthaltene letzte Lehrdarlegungen drehen sich u.a. um die Frage, ob er denn wirklich in das große Verlöschen eingehen müsse. Er hatte Ananda, dem ihm am nächsten stehenden Schüler, dreimal angedeutet, dass, wenn die Schüler ihn bitten würden, er bei den Erdenmenschen bleiben könnte bis an das Ende des gegenwärtigen Weltzeitalters. Ananda aber hatte nicht verstanden. So kommt es zwischen Mara, dem Todesgott, und dem Erwachten zu der Verständigung darüber, dass er, der Buddha, innerhalb von drei Monaten auch die letzten karmischen Bildekräfte, die ihn – noch – mit seiner Leiblichkeit verbunden halten, verwehen lassen werde. Damit ist sein Hingang besiegelt. Als Ananda den Buddha nun doch noch um sein Verbleiben bitten will, ist es zu spät. – Die Jünger sollten aber nicht trauern, dies wäre ein Anhaften an Liebgewonnenem und nicht im Sinne der Lehre, des Dhamma

(Dharma). Vielmehr werde der Dhamma selbst hinfort der Lehrer sein. – Hermann Beckh übersetzt Dhamma mit »Geisteswahrheit und Geistes-schulung«. In einer der letzten Dhamma-Darlegungen heißt es also: »Es möchte sein, Ananda, dass euch der Gedanke komme: Das Wort hat seinen Meister verloren, wir haben keinen Meister mehr. So sollt ihr es, Ananda, aber nicht ansehen. Sondern die Geisteswahrheit und Geistes-schulung, die ich euch gezeigt und geoffenbart habe, die ist euer Meister, wenn ich hingegangen bin« (S. 177, 178).

Zu den am meisten berührenden Stellen gehören wohl das Überschreiten des »Goldbächleins«, Hiranjavati, und das Sich-Lagern des Buddha zwischen den beiden Zwillingssäulen im Sala-Haine, dem »Garten der Heimkehr«, mit dem Kopf nach Norden, so dass er auf die rechte Seite zu liegen kommt »wie ein Löwe«. Denn es sind – obgleich es nicht die Zeit ihrer Blüte ist – die Sala-Bäume voller Blütenknospen. Und es kommt zu einem großen Regen von Blütenblättern auf den ermüdeten Leib des Erwachten: »Obwohl es ihrer Blüte Zeit nicht ist, stehen die beiden Zwillingssalabäume doch in voller Blütenpracht, in aufgebrochener Blütenknospe Überfülle, und Blütenschauer lassen sie auf des Vollendeten Leib herniederregnen, herniederrieseln, herniederströmen, zu ehren den Vollendeten der Erde ...« (S. 151).

Ergreifend auch zu sehen, wie der vedische – aber auch im Buddhismus begegnende – indische »Michael«, der Drachentöter Indra, der »Erzengel der Kraft«, zum Zeugen des endgültigen Verlöschens wird und – unter einem Beben, das die Erde erschauern lässt, und dumpf dröhnendem, himmlischem Donnerrollen – die Worte spricht: »Nicht-ew'gen Wesens sind des Daseins Bildekräfte. Es hält sie das Gesetz des Werdens und Vergehens. Wie sie entstanden sind, so werden sie auch schwinden. Ihr Schwinden ist die höchste Seligkeit« (S. 183).

Man darf sich dem Herausgeber der Neuauf-lage, Thomas Meyer, der eigens ein Nachwort verfasste, anschließen, wenn er die Übertragung Beckhs – in ihrer ganzen literarischen Güte – lobt: »Die Sprache ist so meisterhaft rhythmisiert und fließt zugleich trotz der Gehobenheit ... in einem so vollkommen natürlich klingenden Deutsch dahin, dass man an keiner Stelle glaubt, eine Übersetzung vor sich zu haben« (S. 222).

In demselben Nachwort behandelt Meyer auch den anthroposophischen Kontext der von ihm besorgten Edition. Er versucht zu zeigen, wie die Schrift Hermann Beckhs einzuordnen ist in das Feld von Rudolf Steiners Rede über »Buddha und das Lukas-Evangelium«, über »Buddha und der Mars«, über den »Bodhisattva Maitreya« etc. – Hier sei jedoch die Anfrage erlaubt, ob eine solche Einordnung nicht gründlicher methodischer Vorarbeiten bedürfte, die etwa mit der notwendigen Klärung einsetzen könnten, wie es um das Verhältnis der theravadinischen Überlieferung (von der Beckhs Schrift handelt) zu der ganz anders zu bewertenden mahayanischen Überlieferung bestellt ist (auf die Rudolf Steiner sich eher bezieht, wenn es ihm um die genannten Themen geht): Konkret könnte es dabei auch um die Frage gehen, wie denn das Konzept des endgültigen Verlöschens des Buddha und Rudolf Steiners Ausführungen zu seiner fortgesetzten (wenn auch nicht-irdischen) Existenz zu vereinbaren wären. – Damit sind Aufgaben angedeutet, zu deren Bewältigung man jene Fäden – die einer anthroposophisch durchdrungenen Indologie – wieder aufgreifen müsste, die Hermann Beckh für die nach ihm Kommenden liegen ließ. Dem Kleinod seiner neu aufgelegten Übertragung des *Mahāparinib-banasutta* sind gleichwohl zahlreiche gewogene Leser zu wünschen!

Klaus J. Bracker

Biografie der Rettung

ALAIN FRALON: **Der Gerechte von Bordeaux**, Verlag Urachhaus, Stuttgart 2011, 206 Seiten, 18,50 EUR.

Selten liest man die Geschichte in chronologisch geordneten Kapiteln. Immer wieder tauchen neue Erkenntnisse aus dem Strom der Zeiten auf; und auch diese Erkenntnisse müssen von Zeit zu Zeit überarbeitet werden. So hat der französische Journalist José-Alain Fralon bereits 1998 eine erste Monografie über den portugiesischen Diplomaten Aristides de Sousa Mendes, der 1940 in Bordeaux fast 30.000 Menschen vor der Deportation in deutsche Vernichtungslager rettete, veröffentlicht. Die deutsche Ausgabe erschien drei Jahre später bei Econ und war rasch vergriffen. Im Verlag Urachhaus wurde sie nun in einer bearbeiteten und verbesserten Fassung neu aufgelegt.

Den Ausgangspunkt von Fralons Interesse bildeten dabei wenige Tage im Juli 1940. Die französischen Armeen hatten kapituliert; vor den anrückenden deutschen Truppen flüchteten zehntausende von Menschen nach Süden, um dort über die Grenze nach Spanien und Portugal zu gelangen, wo man hoffte, ein Schiff nach Amerika besteigen zu dürfen. Um dem Ansturm vorzubeugen, hatte der portugiesische Diktator Oliveira de Salazar das Circular Nr. 14 erlassen, das die Beamten der portugiesischen Botschaften anwies, keine Visa mehr an unerwünschte Personen zu erteilen. Zu diesen wurden Staatenlose, Juden und alle Menschen gezählt, denen der Weg in ihre Herkunftsländer verwehrt war. Aristides de Sousa Mendes war als portugiesischer Generalkonsul von Bordeaux für die Umsetzung des Circulars im Südwesten Frankreichs zuständig. Die äußeren Umstände deuteten wohl darauf hin, dass Sousa Mendes dem grausamen Erlass mit lusitanischer Strenge Geltung verschaffen musste. Er gehörte dem portugiesischen Landadel an, dessen konservative und katholische Werte

er zutiefst verinnerlicht hatte. Mit Salazar und dem späteren Kardinal Cerejeira, einer Stütze des Regimes, hatte er in Coimbra studiert. Die Verstrickungen waren sogar noch dichter verfilzt. Aristides' Zwillingsbruder Cesar wurde zum ersten – allerdings unwilligen – Außenminister des Estado Novo ernannt. Zudem hatte Sousa Mendes neben seiner Familie mit vierzehn Kindern auch eine schwangere, französische Geliebte zu versorgen. Und der Unterhalt des repräsentativen Familiensitzes in Cabanos de Viriato hatte noch den letzten Escudo aus seiner Haushaltskasse vertilgt ...

Warum Aristides de Sousa Mendes dennoch in fiebriger Hast seine Unterschrift auf tausende Visa kritzelte, unter denen er nicht nur seine Karriere, sondern seine Existenz begrub, das versucht Fralon vor allem aus der tieferen Biografie des Diplomaten herauszuarbeiten. Dabei gelang es ihm, nicht nur mit den während der Recherche noch lebenden Kindern von Sousa Mendes zu sprechen. Er hat den verfallenen Familiensitz aufgesucht, ehemalige Botschaftsmitarbeiter befragt und mit überlebenden Flüchtlingen gesprochen. Untermauert durch solides Archivmaterial des portugiesischen Außenministeriums, das sauber in das historische Gesamtbild gefügt wurde, ist ihm dabei eine spannende Studie gelungen. Alleine aufgrund ihres etwas exklamativen Stiles (wie er im französischen Journalismus jedoch durchaus üblich ist) hat sie dabei den Rang der Werke eines Thomas Kenneally oder Orlando Figes nur knapp verfehlt. Ein lesenswertes Buch über eine fast – aber nur glücklicherweise nur fast – vergessene Biografie des Rettungswiderstandes.

Matthias Fehner

Islam-Irrtum?

MICHAEL THUMANN: **Der Islam-Irrtum. Europas Angst vor der muslimischen Welt**, Eichborn Verlag, Frankfurt/Main 2011, 330 Seiten, 32 EUR.

Welche Kräfte wirken im Weltgeschehen unserer Zeit? Der Titel lässt erwarten, dass nun eine längst fällige Auseinandersetzung mit der undifferenzierten Angst vor »dem« Islam versucht wird. Als Korrespondent der ZEIT pflegt Michael Thumann Kontakte zu maßgeblichen Akteuren in Politik und Wirtschaft. Er kennt alle Länder der islamischen Welt und ist daher zweifellos kompetent.

Die ersten beiden Kapitel nehmen das Thema denn auch aus persönlichem Erleben in Angriff, doch gerät es dann weitgehend in Vergessenheit, während sich ein allgemeines Panorama der Verhältnisse in »Nahmittelost« auftut – eine sprachlich legere Reportage von allen Brennpunkten mit allerlei Details über Bewirtung bei Interviews, Kleidung der Gesprächspartner oder Einrichtung ihrer Wohnung, wo dann auch mal »Online-Scheichs«, der »selige Arafat«, Saddam Hussein als »Revolversunni« oder Präsident Ecevit als »sturzsäkulär« begegnen und die neue Masdar City in Abu Dhabi »aus Norman Fosters Architektenküche« stammt (da stelle ich mir vor, wie Foster Architekten kocht, oder auf S. 170 die »Donaueschinger Kiefernorthopädin« Schwarzwaldbäume gerade richtet). Die Sarrazin-Episode ist länglich erläutert, dagegen wird offenbar vorausgesetzt, dass der Leser den Unterschied zwischen Sun-

niten und Schiiten kennt oder über das Wesen der Schari'a Bescheid weiß.

Über die religiöse Seite des Islam und ihre Rolle erfahren wir wenig. Die feinen Unterscheidungen zwischen Islamisten, Neofundamentalisten etc. sind eher verwirrend, Episoden wie die mit Scholl-Latour und Volkes Stimme im Kapitel »Islamdebatten« könnten zum Thema zurückführen, aber wir hören nur: »was der Koran wirklich sagt, weiß niemand so genau«. Die Karte auf S. 278 hätte man besser weggelassen: Da sieht es so aus, als wären Griechenland und der Balkan »gemischte« christlich-islamische Gebiete, während es in Ägypten, Syrien und im Irak höchstens in der Wüste Christen zu geben scheint; die bei Sunniten und Schiiten in Klammern (»einschließlich ...«) eingefügten Bezeichnungen sind Tautologien: Es gibt keine Sunniten, die nicht einer der vier hier aufgezählten Rechtsschulen angehören, und Salafisten unterscheiden sich nur durch ihre Radikalität ... Das alles bedeutet nicht, dass das Buch nicht lesenswert wäre. Es gibt einen aktuellen, sehr fundierten Überblick über die verschiedenen Konstellationen im Nahen und Mittleren Osten. Über den Islam-Irrtum müssen wir uns aber selbst ein Bild machen.

Bruno Sandkühler

Im Dienste der Musen

THEDEL VON WALLMODEN (Hrsg.): **Seiltanz. Der Autor und der Lektor**, Wallstein Verlag, Göttingen 2010, 208 Seiten, 18 EUR.

GUNTHER NICKEL (Hrsg.): **Krise des Lektorats?**, Wallstein Verlag, Göttingen 2006, 131 Seiten, 19 EUR.

Der Schweizer Autor Lukas Bärfuss bringt es auf den Punkt, auf den Wunden und den neuralgischen: »Ich vermute, dass jeder Schriftsteller diesen Moment kennt, wenn das Sprachgebäude zusammenbricht in einzelne zusammenhanglose Bausteine, wenn diese Abstrakta, aus

denen unser Gehirn Konkreta macht, zurückfallen in ihre perfekte Zeichenhaftigkeit, wenn die Serifen eines Buchstabens bedeutender werden als sein Sinngehalt oder sein Lautwert. Es ist der Moment der tiefsten Meditation, und der Dichter erkennt, dass er aus sich selbst

nichts schaffen kann. Ein Dichter nimmt das Gespräch auf, er führt es weiter und fort, aber er braucht dazu jemanden, der ihm zuhört. Die Versicherung, dass da ein Ohr ist, ein Hörender, der diese Zeichen in Begriffe verwandelt, die Buchstaben M, U, T, T, E, R in einen Geruch, eine Berührung, in das, was Erinnerung lebendig macht, ermöglicht erst die notwendige Zuversicht, sich der perfekten Sinnlosigkeit des Schreibens hinzugeben.«

Ein Ohr, ein Hörender für die »perfekte Sinnlosigkeit des Schreibens«, ist der Lektor, dieser erste Leser und Gegenleser, der den Text fundamentalistisch liest (gegen das Fundament des Textes), um Belastungsfähigkeit und Standfestigkeit zu prüfen – und um seiltanzend mit dem Autor die beste, ja vielleicht sogar ideale Form zu finden. Dabei gilt das ungeschriebene Gesetz, dass aller Ruhm zugunsten des Autors, Kritik zulasten des Lektors verbucht wird. Heute, da die Kunst des Lektorierens mehr und mehr zum ökonomisch motivierten »Buchmanagement« (Gunther Nickel) verkommt, hat die kontinuierliche Zusammenarbeit eines Autors mit einem Lektor nicht nur an einem Buch, sondern an einem Werk, zunehmend Seltenheitscharakter. Und einen solchen besitzen überdies Publikationen, die das weitere ungeschriebene Gesetz des Schweigens brechen und einen Einblick gewähren in die Zusammenarbeit zwischen Autor und Lektor.

Anlässlich des 50. Geburtstags Thorsten Ahrends, der zuerst bei Reclam Leipzig, danach bei Gustav Kiepenheuer, schließlich bei Suhrkamp lektorierte und seit 2004 als Programmleiter für Literatur bei Wallstein engagiert und beteiligt ist, hat Wallstein-Verleger Thedel von Wallmoden 45 Autorinnen und Autoren gebeten, »etwas über ihre sehr persönlichen Erfahrungen und Eindrücke in der Zusammenarbeit mit einem Lektor mitzuteilen«. Da dieser »eine« meistens Thorsten Ahrend, der mit Peter Handke, Martin Walser, Durs Grünbein, Daniel Kehlmann und vielen anderen namhaften Literaturgrößen und -sprösslingen Vertraute ist, ist eine Festschrift entstanden, die den Jubilar ebenso würdigt, wie sie die Beziehung Autor/Lektor zu erhellen vermag.

Der Geburtstagsband ist gespickt mit literarischen Kostproben, denn nahezu jeder Text entwickelt auf beengtem Raum bereits eine individuelle Geste, die für schriftstellerisches Können (und lektorale Kompetenz) bürgt. Versammelt sind Kurzprosa, Lyrisches, Szenisches, Aphoristisches und Humoristisches, alles zu dem gegebenen feierlichen Anlass formuliert. »Der Autor registriert alles, gar alles, was der Lektor und die Lektorin sagen oder tun oder sind«, bekennt Martin Walser, so die hypersensible, hoffend-bangende Gestimmtheit des Autors schildernd, der von seinem Lektor »übermenschliche Sachlichkeit zu seinen Gunsten« verlangt. »Gute Lektoren sind Ermöglicher, durch sie erst existieren Bücher«, meint indes Daniel Kehlmann – und ist heute »heilfroh«, dass Ahrend einst eines seiner Manuskripte ablehnte, »für das ich mich schämen müsste«. Friederike Mayröcker wünscht dem Geburtstagskind einfach Glück, verbunden mit tiefer Dankbarkeit: »Ich habe so viel Ansporn für meine damaligen Prosaschriften durch ihn empfangen, so dass 1 schönes Gefühl von Dankbarkeit mich durchdringt, so dass 1 Tropfen Himmel sich niederwölbe zu ihm«; Anne Weber verdichtet in ihren Versen Ahrends Tun: »Was machst du da? fragt er jedes Wort / und wenn das Wort keine Antwort weiß hat es Pech gehabt.«

Wer Ahrend rasonierend erleben will, sucht in Seiltanz vergebens, wird jedoch in einem Band fündig, den Gunther Nickel im Auftrag der Deutschen Literaturkonferenz herausgegeben hat. Dieses Sammelwerk, das sich der Frage widmet, »was den Kern der Arbeit eines Lektors im Literaturverlag« ausmacht, umfasst – neben klärenden Texten von Dieter Wellershoff, Katharina Raabe, Denis Scheck, Jörg Sundermeier, Daniela Seel, Hans-Ulrich Müller-Schwefe, Momo Evers, Ekkehard Faude und eben Nickel – auch einen Beitrag Ahrends mit dem schon auf den ersten Blick seiltänzerischen Titel: *Jenseits des Ja oder Nein. Oder: Wie handelt man als Lektor verantwortungsvoll?* Darin beschreibt er als Grundlage des Arbeitens das sich einstellende Vertrauen, das Autor und Lektor einander schenken (müssen), als »wunderbarste Sache«

seines Berufs, »mit Dingen befasst zu sein in ihrem Keimstadium«. Zugleich äußert Ahrend allerhand tastende Fragen, die ein Lektor in jeder Beziehung zu einem Autor, zu einem Text neu abwägen muss.

Als ich vor einigen Jahren meinen ersten Essay an dieser Stelle veröffentlichte, war ich überzeugt, dass jeder Eingriff anderer in meinen Text einer Verschlechterung gleichkomme; schließlich habe ich als Autor doch längst jedes Wort gegen ein anderes, jeden Gedankenstrich gegen ein Semikolon, jedes Komma gegen einen Punkt abgewogen! Vollends ist dieser Glaube bis heute nicht gewichen, er wird jedoch glücklicherweise dann widerlegt, wenn Modifikationen im Inneren des Entäußerten begrün-

det und begründbar sind. Dieses einzusehen, erfordert meinerseits Distanzierungsvermögen, seitens des Lektors Nähe – oder besser: Tiefe. Als Autor erfahre ich geradezu physisch das Schicksal meines Textes, ich spüre körperlich Freuden und Schmerzen des Gelingens und Missratens – erst wenn es jedoch gelingt, den Text in seinen Eigenraum zu entlassen, wird dieser der Souverän, ich souverän. Das mindert keineswegs unseren Schicksalsparallelismus, aber es verhindert einen (seinen und meinen!) Entwicklungsstopp und ist zudem Grundvoraussetzung für den existenziellen Pakt zwischen Autor und Lektor – im Dienste der Musen.

Philip Kováč

Verwandlung durch Dichtung

ARIS FIORETOS: **Flucht und Exil. Nelly Sachs, Schriftstellerin**, Berlin / Stockholm, Suhrkamp Verlag, Berlin 2010, 317 Seiten, 29,90 EUR.

Für viele Menschen jüdischer und anderer Herkunft und Geisteshaltung war die Flucht während des Nationalsozialismus notgedrungen eine Zeit der Verwandlung. Als Nelly Sachs im Mai 1940 im Alter von neunundvierzig Jahren mit Hilfe anthroposophischer Freunde mit einem der letzten Passagierflugzeuge die Flucht aus Berlin nach Schweden gelang, konnte niemand ahnen, dass diese bemerkenswerte Frau in den rund dreißig Jahren ihres Exils den wesentlichen Teil ihres heute weltweit geschätzten literarischen Werkes schaffen würde. In ihm spricht sich, wie inzwischen immer deutlicher wird, ein weit in die Zukunft weisender Verwandlungsimpuls aus, dessen Kern auf den Menschen jenseits seiner religiösen oder nationalen Herkunft zielt – auf das, was den Menschen als Menschen ausmacht: Eine aus dem Ich gegriffene Mitmenschlichkeit, die auch die Verstorbenen mit einbezieht, wie in den »Grabschriften in der Luft« (1943) aus dem Gedichtzyklus *In den Wohnungen des Todes* deutlich spürbar wird. Nelly Sachs begleitete mit ihren »Epitaphien« ihr vertraute Menschen und auch andere auf deren Wegen nach dem Tode. Die-

se auf das Allgemein-Menschliche gerichtete christliche Geste beeindruckt an den – großem seelischen Leid abgerungenen – Werken der Nelly Sachs, die für sich in Anspruch nahm, hinter ihrem Werk zu verschwinden, wie sie 1959 an den ihr befreundeten Germanisten Walter A. Berendsohn schrieb: »Du wirst ... meine wiederholt ausgesprochene Bitte verstanden haben, dass ich hinter meinem Werk verschwinden will, dass ich anonym bleiben will ... [Ich] will, dass man mich gänzlich ausschaltet – nur eine Stimme, ein Seufzer für die, die lauschen wollen«. Ein Lebensmotiv, auch das Motiv der Ausstellung, das »Gehör« des achtsam mitdenkenden Lesers erfordernd.

1966 erhielt Nelly Sachs den Nobelpreis. Wer sich für die reiche Entfaltung ihres umfangreichen schriftstellerischen Werkes interessiert, wird mit Gewinn die große Nelly-Sachs-Wanderausstellung (nach Berlin, Zürich und Frankfurt am Main bis 29. Januar in Dortmund) besuchen. Begleitend und diese wesentlich vertiefend erschien die vorliegende Bildbiografie; sie wurde aus dem Schwedischen übersetzt. In ihr begegnet man Nelly Sachs' Individualität

in vielfältigen biografischen Konstellationen in chronologisch-thematischer Folge ihres von Leid und Krankheit gezeichneten Lebens im Exil. Aufgrund des einfühlsamen und dabei schwungvoll-lebendigen Stils – ich möchte die Texte von Aris Fioretos als Essays bezeichnen – liest man sich gerne fest. Was Fioretos bietet, ist mehr als pure Information über eine Schriftstellerin. Aus einer ungeheuren Detailkenntnis heraus formulierend, bewahrt der Autor stets großen Respekt vor der Biografie der Nelly Sachs, deren Leben zahlreiche »Geheimnisse« birgt, wie dasjenige um den »großen Unbekannten« in ihrem Leben. In dieser behutsam-respektvollen Annäherung an die Gestalt der Dichterin wird deren irdisches Leben anschaulich, aber auch ihr ungeheuer tiefes seelisch-geistiges Ringen und Suchen erahnbar.

Die materialreiche Arbeit des Autors hat in mir

zweierlei ausgelöst. Einmal hat sie mir einen völlig neuen Blick auf das dichterische Werk der Nelly Sachs eröffnet. Ihre »Mysterienspiele« und viele andere Werke kannte ich bis jetzt nicht. Zum anderen erscheint die Arbeit mir eine wunderbare Ergänzung zur im Jahre 2008 von Peter Selg erschienen Studie »*Alles ist unvergessen*«. *Paul Celan und Nelly Sachs* (die Aris Fioretos laut Aussage gegenüber dem Rezensenten kannte, aber in seinem Buch nicht erwähnt), in welcher der ins Geistige gerichtete und auch karmische Aspekt in Werk und Leben der Nelly Sachs im Vordergrund steht. Aris Fioretos hat ein Buch geschaffen, das in der Lage ist, den Gesichtspunkt der Verwandlung in der menschlichen Biografie im Menschen grundsätzlich als Frage wachzurufen. In der Gegenwart ist das nötiger denn je.

Matthias Mochner